

Mircea Cărtărescu

Jenseits von Raum, Zeit und Erinnerung

Sowie ich die Küchentür aufmachte, schwoll der Mühlenlärm mächtig an, denn Mutter ließ im Sommer die andere, die Balkontür, stets offenstehen. Große, dralle Wespen düsten kreuz und quer durch den Flockenwirbel, der von den Papeln hinter dem Block ausging und bis zu uns in die Küche gelangte, sich da in den Winkeln zu Häufchen ansammelte. In meiner Erinnerung an diese Zeit sehe ich Mutter nie anders als so: klein und schweißnass in ihren ewigen Duvetine-Kleidern, umgeben vom blauen Bratendunst und von Wespen umschwirrt. Zur Balkontür drang der Strahlenglanz des Sommers herein, eines tiefen und trägen Sommers, erfüllt vom Duft heißen Backsteins, den das Mühlengebäude gegenüber verströmte, und einigen mitten im Aufquellen erstarrten blendend weißen Wolken in der Tiefe des Himmels. Hinter dem öldampfgeschwärzten Gitter der Lüftungsöffnung über dem Gasherd hatten die Wespen ihr Nest, das gleichfalls eingeschwärzt war. Darin wuselten die gelbgepanzerten Insekten, wirbelten ihre Beine und Fühler durcheinander. Ihr Summen aber hob sich kaum ab vom monotonen Gedröhn der elektrischen Siebe im staubbedeckten Mühlengebäude. Sooft ich auf den Balkon hinaustrat – das mit Blumenkästen bestückte Geländer reichte mir damals bis zu den Schultern –, stieg ich auf eine Kiste oder auf meinen Rodelschlitten und genoss minutenlang den Anblick dessen, was mir als großartigste Landschaft der Welt erschien: das riesige, ungeheure Bauwerk der »Dîmbovița«-Mühle, mit in die Wolken stechenden Türmchen und Giebeln inmitten eines unermesslichen öden Hofes, in den sein Schatten gleich einem Gnomon fiel. Ein altersloses melancholisches Gebäude, dessen Hunderte Fensterscheiben mit Staub- und Mehl zugekleistert waren, während in den Spalten zwischen den Backsteinziegeln Gras spross und blaue Glöckchen blühten. An der knallroten Fassade führten einige rostige röhrenförmige Feuerleitern empor, warfen ihren filigranen Schatten in den heißen Wind. Vom Tor – das ich nur mit Mühe sehen konnte, wenn ich, weit übers Geländer gebeugt, die pastellfarbenen »Stein«röschen in den Kästen mit der Brust fast zerdrückte –, von jenem Tor hinter dem Block, das uns als Tafel diente, das wir voll malten mit Buchstaben und farbigen Kreidezeichnungen, bis zum Mühlengebäude lief man ein paar Hundert Schritt quer über den heißen Hof, wo sich nur selten mal ein dahineilender Müllersmann im weißen Kittel zeigte. Oder besser: Man hätte sie zu laufen gehabt, denn schließlich konnte sich damals nicht jedes der Kinder hinterm Block brüsten, dass es ihm je gelungen sei, den Plattenzaun zwischen Block und Mühlenhof zu erklettern, sich durchzuwinden zwischen den Stacheldrähten, die ihn säumten, und auf der andern Seite auf den unbekanntem, fremden Boden hinunter zu springen, hinein ins beängstigende Gewummer. Wenige nur hielten diesem bösen Zauber stand und marschierten quer durch die ausgedehnte Wüste auf den kolossalischen Palast zu, wobei Verlassenheit und Angst mit jedem Quadratmeter Pflastersteine drückender wurden. Die allerwenigsten schluckten hastig, wie der Ertrinkende Wasser schluckt, ihre Angst hinunter, rasten die letzten Meter auf die rote Ziegelwand zu, berührten sie mit den Fingerspitzen, stießen einen spitzen Schrei aus und machten sich so

schnell sie konnten davon, im Gefühl gleichsam, sie hätten das raue Gemäuer knarren gehört und es sei kurz davor, über ihnen zusammenzustürzen. Lange kannte ich nichts Überwältigenderes als die »Dîmbovița«-Mühle, die anmutete wie herausgebrochen aus dem architektonischen Irrsinn meiner immergleichen Traumwelt.

Zwischen diesen beiden Außenbezirken führte ich, verloren im lächerlichen Labyrinth unserer Wohnung, damals mein Leben. Auf der einen Seite, auf die einzig und allein mein Zimmer Ausblick bot: die Stadt – endlos ausgebreitet unter der Erhabenheit des fahlen wolkenreichen Himmels –, und auf der anderen Seite, nach der die übrigen Zimmer gingen, vor allem auch unser Balkon voller Königinnen der Nacht: die Mühle, das melancholische Schloss – umgeben von Fabriken und Werkstätten, von rostigen Leitungsrohren und von Schloten aus der Zeit des Jahrhundertanfangs, als die Industriearchitektur noch von der Leidenschaft für das unnütze Ornament bestimmt war. In diesem aschgrau-grünlischen Labyrinth, in das nur selten Licht eindrang, ein durch die transparenten Blumenranken vor den Fenstern gefiltertes Licht (oder, im Winter, wenn's schneite, durch die mit reif-rauen Eisblumen bedeckten Scheiben, von denen nur im oberen Teil eine Ecke frei und glasklar blieb, so dass man es schneien sehen konnte), war ich unentwegt auf der Suche nach Mutter. Nicht mit den Blicken, auch nicht mit dem komplexeren Auge, das meinen Schädel ausfüllte, sondern chemotaktisch, dem Ruf ihres ätherischen Körpers folgend, dem unwiderstehlichen Sog, der von ihrem Haar, ihren Augen und Armen ausging, auch von ihren mit schlechtestem, billigstem Lippenstift gefärbten Lippen und von den Blusen und Röcken, duftend nach dem Kölnischwasser, das sie seinerzeit in autoförmigen Fläschchen erstanden hatte. Egal, an welchem Ort in meinem Beton-Schneckenhaus ich mich gerade aufhielt, wusste ich immer auch, wo Mutter sich befand, denn die bläuliche Schnur mit der Vene und den Arterien war zwar durchtrennt, doch funkelte noch, unscharf und gebieterisch, jenes andere Band zwischen unseren Augenbrauen: dehnbar wie Gummi, mit Abstufungen also, denn je weiter ich mich von dem Ort entfernte, wo Mutter sein musste, umso größer wurden meine Angst und meine Liebe und zwangen mich zurückzulaufen zu der Stelle, die Mutter *war*, ich musste durch einen Freudenausbruch das Objekt, das Mutter war, identifizieren, musste der lebenden Statue Mutter auf den Schoß klettern, meine Augen ganz nah an ihre Augen heranrücken, wir mussten unsere Köpfe genau an der Stelle zwischen den Augenbrauen zusammenstoßen, damit jenes blinkende Unruhe-Band verschwindet und wir so, Stirn an Stirn, mit den Armen umklammert, die Lider geschlossen und das gleiche entsetzte Lächeln auf den Lippen, da sitzen bleiben konnten. Ich hatte keine Zeit, unbeschwert auf ihren Knien zu sitzen, ich hatte keine Finger zum Segnen. Ich hielt mich fest an den Falten ihres Gewands, saugte mich voll mit dem Prunk ihrer Armut, kehrte der Welt meinen schmalen Rücken zu. In den Augenblicken unseres Wiederfindens blickte ich ihr stets ins Gesicht, und sie hatte mein Gesicht – in Übergröße, dunkelfarbig, Ringe um die Augen wie mit dem Pinsel gemalt, tief eingesunkene Wangen unter den Backenknochen, zwischen den Augenbrauen ein großes melancholisches Omega. Da ich jeden Augenblick meines Lebens mit ihr zugewandtem Gesicht verbrachte, sie umkreiste wie der Mond, war Mutter im Grunde der Kern meines Wesens, der Stein im komplizierten Fruchtfleisch unserer Beziehung, rau und von Riefen durchzogen wie ein Aprikosenstein, ich aber hüllte das durchsichti-

ge Fleisch meiner Hände, meiner Brust, meiner Schenkel und Wangen darum. Ich war ihr entsprossen, jetzt aber war sie in mir, ich hatte mich von innen heraus über sie ergossen. Mutter war jetzt der Embryo im vorgewölbten Bauch meines Verstandes, auf sie blickte ich von allen Seiten auf einmal, stets mit dem Gesicht ihr zugewandt, stets von ihr fasziniert, aus Liebe zu ihr und Sehnsucht nach ihr – völlig am Ende. Ich ging immerzu schwanger mit meiner eigenen Mutter, und sie zuckte im Fruchtwasser meines Schlafs manchmal träumend zusammen. Sie war von den Ausmaßen einer Statue, deren poliertes Chalzedonpostament – von den Wolken verschleiert, von den blauen Himmeln verglast – ein Viertel des Erdballs einnahm.

An den langen Sommernachmittagen, in den öden Stunden, wenn die Kinder schlafen mussten, und hinter dem Block nur einige halb ausgepackte Möbelstücke herumstanden – sowie ein paar Lastträger, die von einem im Schatten auf den Asphalt platzierten funkelneuen Küchentisch Käse mit Tomaten aßen, ging ich nicht selten in die Küche, setzte mich auf den rauch- und dreckgeschwärtzten Stuhl und unterhielt mich mit Mutter, während sie ihrem ewigen Essenzubereiten frönte, Mehlschwitze machte oder Kartoffeln briet in Pfannen, die dermaßen dunkelhäutig verkohlt waren, dass die Gabel, mit der sie darin umrührte, geradezu platinhell hervorstach. Bisweilen nahm uns das Gespräch völlig gefangen, so dass sie das Öl vom Feuer zu nehmen vergaß und die Handvoll zerkleinerter nasser Kartoffeln beim Einwerfen mit höllischem Krach explodierten und die Herdflamme bis zur Decke emporschlug, Mutter zum Erstrahlen, ja beinahe zum Verglühen brachte. Sie blieb aber gefasst, nahm die brennende Pfanne vom Feuer und brachte sie rasch hinaus auf den Balkon, wo ein Lüftchen wehte, und die Flammen allmählich erloschen. Es hatte uns beiden die Stimme verschlagen, wir konnten uns in dem dicken blauen Dunst, der uns einhüllte, kaum sehen – ich, zusammengekauert und die Hände an die Ohren gepresst auf dem Stuhl sitzend, sie, schweißgebadet, zu Berge stehend ihr dünnes Haar.

Mutter war mein großer Durchlass. Die Realität zeigte sich mir damals undurchdringlich wie eine bunte Wand: Dinge, Menschen, Häuser, Höfe, die Akazien, die vertrauten Straßen – ob wirklich gesehen oder geträumt – sah ich zweidimensional aufgemalt an die Wand, die mich von allen Seiten umzingelte. Allein Mutter mit ihrem gequälten Lächeln, den braunen Augen einer Bäuerin – auch sie, als Hochrelief, in die Wand eingelassen – nur sie war weich, war durchlässig, als hätte die Wand an jener Stelle einen Kalziumverlust erlitten, und anstelle der eingedellten Kalkschicht hätte sich nach und nach ein Häutchen gebildet, das zu durchstoßen war. Nur an der Stelle, wo Mutter war, gab es ein Durchkommen nach draußen, so wie wir im Augenblick des Todes durch jene Stelle zwischen vier aneinander grenzenden Schädelknochen entschlüpfen, die so lange weich bleibt. Mutter war durchscheinend wie ein Knorpel, durch den Morgenlicht in meine Ecke drang.

Wir sprachen selbstverständlich über Tintava, über Großvater, über Mutters Brüder und Schwestern, darüber, wo überall wir gewohnt haben, ehe wir her in die Stefan-cel-Mare gezogen sind. Sie erzählte mir vom »Erdloch des Ouatu«, einem Teich am Dorfrand, wohin die Kinder zum Baden gingen und dabei bisweilen von Hechten zerbissene Beine davontrugen. Die Häuser wurden zunehmend schäbiger, je weiter man aus der Mitte des Dorfes in die Randgebiete vordrang, alles moderte und rottete vor sich hin, es roch immer stärker nach Maul-

beeren, nach in Riesenfässern vergorenen Früchten, nach Zäunen aus vergilbten Maisstengeln, nach Erde, Kuh- und Pferdedreck. Das wusste ich, ich war dort gewesen, alles war mir vertraut: jene Verlängerung der Welt »in Tîntava«, die vollkommen anders war als das Stück Stadt, das wir »zu Hause« nannten; es war auch eine Verlängerung in der Zeit, weit hinein in jene unmöglichen Zeiten, die vor meinen frühesten Erinnerungen lagen, vor dem Moment meines Auf-die-Welt-Kommens. Begab man sich in die Tiefen der Zeit, ging es einem ähnlich, wie wenn man zum Dorfrand hinabstieg: Die Zeit zerbröckelte zunehmend, faulte in einem Bodensatz unscharfer Geschichten und Bilder dahin, bis sie sich endgültig auflöste im ranzigen Dunkel. Wie die Dorfmitte – Kneipe, Kirche, Volksrat und dazu (Richtung Băcanu) der Dorfladen, die »Kooperativa« – den harten, festgetretenen Teil Tîntavas bildete, mit verputzten Häusern und frisch kalkgeweißten Bäumen, die anschließenden »Zeilen« dann aus neueren, blechverschalteten Häusern bestanden, mit bäuerlich gekleideten Bewohnern darin, und an den Rändern schließlich die durcheinandergewürfelten Hütten armer Rumänen und Zigeuner eine verwahrloste Bannmeile abgaben, so fand sich die Struktur des Dorfes auch im Gewirr der Zeiten wieder (denn für mich war die Zeit damals gleichfalls eine Art Raum, ein etwas seltsamer, unzuverlässiger Raum, wo die Lebewesen, in einer reinen Hörwelt, aus Stimmen erwachsen); »echt« war nämlich nur das Dorf, das ich mit allen Sinnen erlebte, wenn ich aufs Land fuhr, indes jenes in Mutters Erinnerungen, obwohl es den selben Namen trug, nicht dasselbe war. Und zwar keineswegs, weil Mutter irgendwelche längst verschwundene Geister beschworen hätte, von denen der eine oder andere allerdings noch lebte und einem in den Gassen über den Weg laufen konnte, sondern weil es nur in ihrer Stimme lebendig war, als willkürliche Konstruktion, verworren wie ihre Sprache, die Sprache einer einfachen Frau, die erzählend naive, kindliche Ikonen malte, und diese umso sprühender gerieten, je näher sie damit *ihrer* harten Wirklichkeit kam; die letzte, die Randzone ihres Zeit-Dorfes wiederum war etwas anderes sowohl als meine wie auch als ihre Erinnerungen, etwas anderes als die Zeit und etwas anderes als der Raum, nicht Auge und nicht Ohr. Das frühere Dorf nämlich, älter noch als Mutters Erinnerungen und Wortmalereien, das Dorf aus der Zeit vor ihrer Geburt verlor sich in den Pfützen, im Dornengestrüpp, in den Müllansammlungen und Ackerfurchen des Imaginären, wohin nur die unsagbaren Sinne, Geruchs-, Geschmackssinn und Fingerkuppen vordringen konnten, um zu begreifen, was – da es ins Reich der Fabel gehörte – jenseits von Raum, Zeit und Erinnerung war, jenem Ort zugehörig, wo alle in ihrem Glanz erstarrt beieinander wohnten, Gottvater, Christus, die Heiligen und die Mutter Gottes, die Toten, für deren Seelen man Kalojane* ins Wasser des Argeş und des Sabar warf, diese alte und unzugängliche, nie erlebte, rätselhafte Welt. Mutter erinnerte sich, wie sie als Zwei-Dreijährige mit der Kuh auf die Weide ging, wie der Onkel Florea herumritt auf den Schwestern, solange sie klein waren, wie er sie knuffte und knuddelte, dass sie jeden Abend auf den strohgefüllten Kissen in den Betten des altbäuerlichen Hauses ein Riesengezirpe veranstalteten. Sie schien sie vor Augen zu haben, ihr »Mütterchen« und »Väterchen«, sah die Wand voller Ikonen und vergilbter Fotos vor sich, wusste aber kaum noch, wie ihre Großeltern hießen, erwähnte sie

* Tonfiguren, die in magischen Ritualen entweder vergraben oder ins Wasser geworfen wurden.

überhaupt nie, so als hätte die Welt erst zu existieren begonnen, als sie klein war, und wäre danach heruntergekommen, in ihrem Glanz und ihrer Wahrheit unaufhaltsam verblasst, denn Wirklichkeit und Wahrheit galten ihr, wie allen früheren Menschen, als gegensätzliche und unvereinbare Dinge. Auch mir kam es nicht in den Sinn, mit weiteren Fragen in sie zu dringen, als ich da in der Küche saß und den Wespen zusah. Hätte es nicht Mutter und Vater als deutliche Verlängerungen über meine Geburt hinaus gegeben, die nun halb schon vergraben waren im Sand der Zeit, so hätte auch ich gedacht, die Welt habe mit mir begonnen. Ich hatte zwei Augen unter der Stirn, die ich nur zu schließen brauchte, um die Welt aufhören zu lassen. Es hatte eine Zeit gegeben, da war ich überzeugt, dass mich keiner mehr sehen konnte, sobald ich die Augen schloss. Was für Augen aber waren die von Mutter und Vater? Sie hatten Dinge aus der Zeit vor Erfinden des Schauens gesehen, die ich nicht mehr betrachten, sondern nur noch hören konnte. Das Ohr war mein Auge für die Zeit, aus den Augen der Eltern schlüpften – wie runzlige Küken aus den Eiern – die Ohren der Kinder. Doch um was für Dinge handelte es sich bei jenen, die sie selbst weder gesehen noch gehört hatten, die dennoch in unserem Körper lebten und die jeder von uns jeweils unter Zähneknirschen und Beckenzucken an andere Körper weitergab, aus welchen wieder andere Körper schlüpften. Nun, sie wurden aus den Muskeln und Sehnen, aus dem feuchten Fleisch der inneren Organe aufgesammelt von den Nerven und übers Wurzelgeflecht hingeführt zum Mark, dem unter den Triumphbögen (oder kaudinischen Pässen?) der Wirbelknochen dahinfließenden, das sie ins wundersame Delta des Schädels schwemmte, und da lebten sie, die Erinnerungen ohne Zeit und Raum, ohne Augen und Ohren, ohne Schmecken, Riechen, ja selbst ohne Tasten, sprangen in einer Abfolge an, die nichts anderes war als das Gewebe unseres Lebens selbst, und so sah jedermann ohne Augen das, was die hyperweit auseinander liegenden, peripheren und traurigen Augen der Urzeitlichen, Menschen, Marder oder Spinnen, irgendwann wirklich erblickt haben mögen in der wirklichen Welt.

So hat mir denn auch Mutter unterhalb der Welt des Auges, des Raums, des aktuellen Zeitpunkts, auch unter der Welt der Stimme und des Ohrs, unterhalb der Stimme – in Tönen und Klangfarben –, in dem ihr eigenen Duft nach Mehlschwitze und billigem Kölnischwasser, in ihrer Küche, die sie ebenso armselig und schäbig kleidete wie ihre Morgenröcke, all das übermittelt, was sie ihrerseits wusste, ohne zu wissen, dass sie es weiß, sie hat mich gelehrt, was sie ihrerseits gelernt hatte – und zwar nicht vom Popen Ciocoiu, und auch nicht vom Lehrer Spiridon. Auf diese Weise habe ich von dem Dorf in den Rhodopen erfahren, vom Mohn, den die Zigeuner gebracht hatten, vom Krieg zwischen Teufeln und Engeln und von der Flucht der Übriggebliebenen zur Winterszeit, in Schlitten, die kümmerlich klein geratene Pferde über den großen Dunav-Strom zogen. Da habe ich die riesigen Schmetterlinge gleich beflügelten Büffeln erstarrt im dicken Glas des zugefrorenen Flusses ihre Regenbogenflügel ausbreiten gesehen. Und daher wusste ich von Vassili, dem zarten Jungen, der seinen Schatten in die Donau eingemauert hatte und somit im Licht der Sonne für alle Zeiten durchscheinend war wie die Glaskugel, die ich irgendwann einmal in einer stacheligen Kastanienhülle gefunden hatte.

Aus dem Rumänischen von Gerhardt Csejka